

Aus Dieter E. Zimmer: *Nabokov reist im Traum in das Innere Asiens*
Reinbek: Rowohlt, 2006, S.154-177
Mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt Verlags

Karawane nach Tibet¹

Von Régis-Évariste Huc

Régis-Évariste Huc auf dem Weg nach Lhasa, zwischen dem Kokonor und dem Quellgebiet des Yangtze, Ende 1845

GEGEN ENDE SEPTEMBER vernahmen wir die erfreuliche Nachricht, die tibetanische Gesandtschaft sei aus Peking in Tang-Keou-Eul [Tangar]² angekommen, wo sie einige Tage verweilen würde, um Vorräte zu kaufen und eine Karawane zu bilden. Nach langer und quälender Wartezeit standen wir also endlich im Begriff, uns auf den Weg in die Hauptstadt Tibets zu machen. Wir trafen unsere Vorbereitungen in aller Eile. Zunächst mussten wir eine kleine Reise nach

Koumboum [Kumbum] unternehmen, um uns für vier Monate mit allem Nötigen zu versorgen, denn unterwegs gab es mit Sicherheit nicht das Geringste zu kaufen. Nach sorgfältiger Berechnung kamen wir zu dem Ergebnis, dass wir fünf Ziegel Tee brauchten, zwei Schafsmägen voll Butter, zwei Sack Weizenmehl und acht Sack Tsampa. Unter Tsampa versteht man geröstetes Gerstenmehl, das die unschmackhafte tägliche Nahrung der Tibeter bildet. In einen halbgefüllten Napf mit heißem Tee schüttet man einige Hand voll Tsampa und knetet die Mischung mit den Fingern; dann schluckt man diese Paste, die weder roh noch gekocht, weder warm noch kalt ist. Wer die Wüstenei nach Lha-Ssa [Lhasa] durchqueren will, muss sich notgedrungen mit Tsampa begnügen. Auch wer gewohnt ist, mit Messer und Gabel zu essen, hier muss er ohne sie auskommen.



Régis-Évariste Huc³ (1813-1860)

Wohlmeinende und erfahrene Leute gaben uns den Rat, auch einen reichlichen Vorrat an Knoblauch mitzunehmen und alle Tage einige Zehen zu genießen, wenn wir nicht an den mörderischen üblen Dünsten zugrunde gehen wollten, die im Hochgebirge an manchen Stellen austreten. Wir diskutierten diesen hygienischen Rat nicht, sondern nahmen ihn mit blindem Vertrauen an.

Unsere Tiere waren im Tal von Chogortan⁴ trefflich gediehen und fetter geworden, als wir sie je zuvor gesehen hatten; vor allem die Kamele waren in bester Fassung; ihre Höcker waren dank des Fettes, das in ihnen steckte, prall und fest, standen stolz empor und schienen den Strapazen und Entbehrungen der Wüste

zu trotzen. Dennoch reichten drei Kamele nicht aus, unsere Vorräte und unser Gepäck zu tragen. Wir mussten also noch ein viertes Kamel und ein Pferd anschaffen, was unsere Kasse um fünfundzwanzig Unzen Silber erleichterte; außerdem heuerten wir einen jungen Lama aus den Rashico-Bergen an, den wir in Kumbum kennen gelernt hatten und der als Kamelführer in unsere Gesellschaft aufgenommen wurde. Er hieß Scharadschamböl, und Samdadschiemba hatte es nun viel leichter. Scharadschamböl ging zu Fuß und zog die vier Kamele hinter sich her, die an den Schwänzen aneinander gebunden waren; Samdadschiemba, der Oberkamelführer, saß rittlings auf seinem kleinen schwarzen Maultier; und die beiden Missionare bildeten den Schluss, jeder auf einem Schimmel. Nachdem wir endlos Khataks⁵ mit unseren Bekannten und Freunden in Kumbum ausgetauscht hatten, machten wir uns auf die Reise zum Blauen See, wo wir die tibetische Gesandtschaft erwarten wollten.

Von Chogortan zum Koukou-Noor [Kokonor] waren es vier Tagesreisen. Unterwegs liegt ein kleines Lamakloster namens Tansan, das höchstens zweihundert Lamas zählt; seine Lage ist wirklich entzückend. Es ist ringförmig von Felsenbergen umgeben, die von Gebüsch und hohen Tannen bewachsen sind und in deren Mitte die Wohnungen der Lamas stehen. Ein Bach, an dem alte Weiden und schöne Engelwurzstengel stehen, umfließt ruhig das Kloster, stürzt dann über eine felsige Klippe und setzt seinen Lauf in der Wüste fort. Das buddhistische Kloster Tansan soll sehr wohlhabend sein; man sagt, dass die Mongolenfürsten vom Kokonor ihm alljährlich beträchtliche Geschenke machen. Wir trafen auf zwei berittene Lamas, die bei diesen reichen Hirten Butterspenden sammelten. Sie zeigten sich an jedem Zelteingang und bliesen dreimal auf eine Seemuschel. Daraufhin brachte ein Familienmitglied eine kleine Rolle Butter heraus, die ohne ein Wort in einen Beutel gesteckt wurde, der am Sattel des Lamas hing. Die Lamas stiegen kein einziges Mal ab, sondern ritten nur an jedes Zelt heran und bliesen in die Muschel.

Je weiter wir kamen, umso weniger gebirgig und fruchtbarer wurde das Land, bis wir endlich die weiten und herrlichen Weiden des Kokonor erreichten. Die Vegetation ist hier so kräftig, dass das Gras unseren Kamelen bis an den Bauch reichte. In der Ferne erblickten wir am Horizont so etwas wie einen langen Silberstreifen, über dem ein leichter weißer Dunst lag, der sich im Blau des Himmels verlor. Unser Unterkamelführer sagte uns, dies sei das Blaue Meer. Seine Worte füllten uns mit freudiger Erregung. Wir trieben unsere Tiere an, und noch vor Sonnenuntergang hatten wir unser Zelt kaum hundert Schritt vom Ufer aufgeschlagen.

Der Blaue See, mongolisch Kokonor⁶, chinesisch früher Si Hai („Westmeer“), jetzt Qing Hai („Blaues Meer“), bildet ein mächtiges Wasserbecken von mehr als hundert Meilen⁷ Umfang, das eher ein Meer als ein See genannt zu werden verdient. Sein Wasser ist bitter und salzig wie der Ozean und hat wie dieser periodische Gezeiten. Man spürt seinen Meeresgeruch schon in weiter Entfernung bis in die Wüste hinaus.

Im westlichen Teile erhebt sich eine kahle Felseninsel, auf welcher etwa zwanzig beschauliche Lamas einen Tempel und einige Wohnungen errichtet haben, wo

sie ihre Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit verbringen. Man kann sie nicht besuchen, denn auf dem ganzen See gibt es kein einziges Schiff; jedenfalls haben wir keines bemerkt, und die Mongolen versicherten, in keinem ihrer Stämme sei es jemandem eingefallen, sich je mit Schifffahrt zu befassen. Im Winter ist aber die Eisdecke so fest, dass die Hirten zu der Insel hinüberpilgern können. Dann werden die beschaulichen Lamas mit Butter, Tee und Tsampa versorgt und spenden als Gegenleistung ihren Segen und Gebete für gute Weidegründe und gedeihende Herden.

Die Stämme von Kokonor zerfallen in neunundzwanzig Banner; [...] alle ihre Fürsten sind dem chinesischen Kaiser zinspflichtig. Sie machen in jedem zweiten Jahr eine Reise nach Peking, wohin sie als Tribut allerlei Pelzwerk und Goldstaub bringen, den sie aus dem Sand ihrer Flüsse gewinnen. Die riesigen Ebenen am See sind fruchtbar und sehr angenehm anzusehen, obwohl Bäume hier völlig fehlen; das Gras wird ungemein hoch, und die zahlreichen Flüsse, die den Boden durchziehen, gewähren den großen Herden der Wüste reichlich Gelegenheit, ihren Durst zu stillen. Die Mongolen schlagen darum ihre Zelte hier besonders gern auf, und obwohl ihnen die Räuberbanden zusetzen, verlassen sie die Gegend nie. Sie wechseln nur die Lagerstellen häufig, um ihre Feinde zu verwirren, aber im Notfall leisten sie Widerstand und kämpfen tapfer. Die Notwendigkeit, sich ständig der Angriffe der Si-Fan⁸ zu erwehren, hat sie mutig gemacht. Tag und Nacht sind sie kampfbereit: Sie bewachen die Herden zu Ross, mit der Lanze in der Hand, mit der Flinte im Bandelier und einem Säbel im Gürtel. [...]

Die Räuber, die die Mongolenstämme am Kokonor in Alarmstimmung halten, sind Horden von Si-Fan, Osttibeter, die im Gebirge Bayen-Kharat [Bayan Har] in der Quellgegend des Gelben Flusses zu Hause sind. Hier nennt man sie Kolo [Golok]⁹. Sie hausen in Schluchten, in die niemand ohne Führer eindringen kann, da alle Wege dorthin durch unpassierbare Flüsse und schreckliche Abgründe gesichert sind. Die Golok verlassen sie nur, wenn sie auf einen ihrer Raub- und Verwüstungszüge gehen. Sie sind Buddhisten, haben aber noch einen besonderen Götzen, den sie die „Gottheit des Raubes“ nennen. Ihre Lamas beten für den Erfolg der Raubzüge. Es heißt, bei den Golok herrsche der widerwärtige Gebrauch, das Herz der Gefangenen zu essen, um sich dadurch den Mut zu stärken. Im übrigen gibt es keine Abscheulichkeit, die ihnen die Mongolen vom Kokonor nicht nachsagen. [...]

Wir blieben etwa einen Monat lang am Kokonor. Weil Gerüchte von den Räubern umliefen, mussten wir aber fünf- oder sechsmal unseren Lagerplatz wechseln und den mongolischen Hirten folgen, die bei jedem bedenklichen Gerücht ihre Zelte abbrechen, ohne sich jedoch von den prächtigen Weidegründen an den Ufern des Blauen Meeres zu weit zu entfernen.

Gegen Ende Oktober traf die tibetische Gesandtschaft ein. Wir schlossen uns dieser gewaltigen Truppe an, die unterwegs um viele mongolische Karawanen angewachsen war, die wie wir die günstige Gelegenheit benutzten, um die Reise nach Lhasa zu machen. In früheren Zeiten schickte die tibetische Regierung jedes Jahr eine solche Gesandtschaft nach Peking. Im Jahre 1840 wurde sie von einer großen Menge Golok angegriffen; man schlug sich einen ganzen Tag lang; die Tibeter siegten und setzten ihre Reise in der Nacht fort. Aber am anderen Morgen entdeckten sie, dass der Tchanak-Kampo [Gyanak-Khampo] oder Oberlama fehl-

te, der als Gesandter des Talé Lama [Dalai Lama] am Hof von Peking akkreditiert ist (die Tibeter nennen die Stadt Peking Tchanak; Kampo, Oberpriester, d.h. Pekingischer Oberpriester).¹⁰ Ein paar Tage lang wurde nach ihm gesucht, aber umsonst, und man nahm an, dass er von den Golok gefangen und entführt worden war. Die Karawane zog indessen weiter und kam in Peking ohne ihren offiziellen Anführer an. Der Kaiser war natürlich tief betrübt.

Im Jahre 1841 fand abermals ein Kampf mit den Räubern statt, und wieder ereignete sich eine Katastrophe. Diesmal wurde der Gyanak-Khampo nicht gefangen, erhielt von den Golok aber einen tiefen Säbelhieb in den Bauch, an dem er einige Tage später starb. Nun war der Kaiser vollends untröstlich und ließ dem Dalai Lama ausrichten, dass er angesichts der schwierigen Wegverhältnisse nur noch alle drei Jahre eine Gesandtschaft erwarte. Die 1844 von Lhasa abgegangene Gesandtschaft, auf die wir warteten, war die erste seitdem. Auf dem Hinweg nach Peking war sie zum Glück nicht auf Golok getroffen, und darum war ihr Gyanak-Khampo weder entführt noch ermordet worden.

Am Tag nach der Abreise vom Kokonor ritten wir der gewaltigen Karawane ein wenig voraus, um sie dann an uns vorüberziehen zu lassen und so unsere Reisegefährten kennen zu lernen. Nach unserer Schätzung bestand sie aus ungefähr fünfzehntausend Langhaarrindern¹¹, tausendzweihundert Pferden, ebenso vielen Kamelen und zweitausend Menschen, teils Tibetanern, teils Tataren.¹² Manche waren zu Fuß, andere saßen auf Langhaarrindern, die meisten aber ritten auf Pferden oder Kamelen. Alle Reiter waren mit Lanzen, Säbeln, Bogen und Luntentinten bewaffnet. Die Fußgänger, Lakto [rkang 'gro] genannt, hatten die Aufgabe, die Reihen von Kamelen und die eigensinnigen und ungeordneten Rinder zu führen. Der Gyanak-Khampo befand sich in einer großen, von zwei Maultieren getragenen Sänfte. Während diese Gesellschaft vorhatte, bis nach Lhasa zu reisen, hatten die Provinz Kan-Sou [Gansu] dreihundert chinesische Soldaten und die Fürsten vom Kokonor zweihundert tapfere Tataren abgestellt, die der heiligen Gesandtschaft des Dalai Lama bis an die tibetische Grenze Geleitschutz gewähren sollten.

Die Soldaten aus der Provinz Gansu entledigten sich ihrer Pflichten wie wahre Chinesen. Aus Angst vor jedem unerfreulichen Rencontre hielten sie sich vorsichtigerweise am Schluss der Karawane, wo sie unbekümmert sangen, rauchten und scherzten und sich um mögliche Räuber nicht scherten. Jeden Tag setzten sie sich erst dann in Bewegung, wenn die ganze Karawane schon vorbeigezogen war. Dann durchsuchten sie sorgfältig die verschiedenen Lagerplätze, um sich anzu-eignen, was andere dort etwa hatten liegen lassen. Die mongolischen Soldaten verhielten sich umgekehrt. Man sah sie unablässig vor der Karawane her oder an ihren Flanken galoppieren, auf Anhöhen reiten, in tiefe Täler vordringen, um sich zu überzeugen, dass dort keine Räuber im Hinterhalt lagen.

Der Marsch und die Bewegungen der Karawane vollzogen sich, namentlich im Anfang, mit leidlicher Ordnung und Genauigkeit. Gewöhnlich setzten wir uns jeden Morgen drei Stunden vor Sonnenaufgang in Bewegung, um zur Mittagszeit das Lager aufschlagen zu können; das Vieh hatte dann während des Rests des Tags genug Zeit zum Weiden. Ein Kanonenschuss gab das Zeichen zum Aufstehen. Dann sprang jeder auf, es wurde in allen Zelten Feuer gemacht, und während einige die Lasttiere beluden, heizten andere die Kessel und bereiteten den

Buttertee; hastig wurden ein paar Näpfe voll getrunken, ein paar Hand voll Tsampa gegessen, dann wurde das Zelt abgebaut. Ein zweiter Kanonenschuss gab das Signal zum Aufbruch. Einige erfahrene Männer ritten als Führer vorneweg; hinter ihnen zogen in langen Reihen die Kamele, darauf kamen die Langhaarrinder in Trupps von zwei- bis dreihundert Stück unter der Aufsicht mehrerer Lakto. Die Reiter hatten keinen festen Platz in der Karawane. Sie galoppierten nach Lust und Laune hierhin und dorthin. Die kläglichen Schreie der Kamele, das Brüllen der Langhaarrinder, das Wiehern der Pferde, das Geschrei und der lärmende Gesang der Reisenden, die schrillen Pfliffe der Lakto, mit denen sie die Lasttiere antrieben, vor allem aber die zahllosen Glocken, die an den Hälsen der Kamele und Yaks bimmelten – alles das ergab ein gewaltiges, unbeschreibliches Konzert, das keineswegs ermüdete, sondern im Gegenteil alle mit Mut und Energie zu erfüllen schien.

So zog die Karawane in einzelnen Herden und Abteilungen durch die Wüste, lagerte jeden Tag auf der Ebene, in Tälern, an Berghängen und improvisierte mit ihren so zahlreichen und in Form und Farbe so vielgestaltigen Zelten eine große Stadt, die jeden Morgen verschwand, um ein Stück Weges weiter am Nachmittag aufs neue zu erstehen. Wie erstaunt müssen diese riesigen und stillen Wüsten gewesen sein, plötzlich von einer so zahlreichen und lärmigen Menge durchquert zu werden! [...]

Als wir das Ufer des Kokonor verließen, zogen wir zunächst gegen Westsüdwest. An den ersten Tagen war alles Poesie; wir hätten es uns nicht besser wünschen können: vortreffliches Wetter, schöne und einfache Wege, sauberes Wasser, reiche und üppige Weidefluren. An die Räuber dachte niemand. Nachts wurde es allerdings ziemlich kalt, aber dagegen zogen wir uns die Pelze über. Wir fragten uns, warum diese Tibet-Reise eigentlich als so schreckenerregend galt; ein bequemerer und angenehmerer Reisen konnten wir uns gar nicht vorstellen. Ach, das Vergnügen war nicht von langer Dauer!

Sechs Tage nach unserer Abreise mussten wir den Bouhain-gol [Buha-gol]¹³ passieren, einen Fluss, der im Nan-Chan-Gebirge [Nanshan] entspringt und sich in den Blauen See ergießt. Tief ist er nicht, aber in zwölf sehr nahe beieinander strömende Arme geteilt, die zusammen eine Breite von mehr als drei Meilen haben. An den ersten Arm gelangten wir leider lange vor Tagesanbruch; er hatte eine Eisdecke, aber sie war nicht stark genug, uns zu tragen. Die Pferde, die zuerst ankamen, schreckten zurück und wollten nicht vorwärts. Sie blieben am Ufer stehen und gaben den Langhaarrindern Gelegenheit, zu ihnen aufzuschließen. Bald hatte sich die gesamte Karawane an einer Stelle versammelt, und im Dunkel der Nacht entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Endlich trieben einige Reiter ihre Pferde voran und brachen an einigen Stellen ein. Daraufhin stürzte sich die ganze Karawane aufs Geratewohl in den Strom. Die Tiere drängelten, überall kam wieder das Wasser zum Vorschein, das Eis barst, die Männer schrien – es war ein beängstigender Tumult. Als endlich der erste Arm überquert war, wiederholte sich das Ganze beim zweiten, dann beim dritten, und so fort. Bei Tagesanbruch planschte die „Heilige Gesandtschaft“ noch immer im Wasser. Erst nach großer Mühe und großer, körperlicher wie geistiger Aufregung hatten wir das Glück, die zwölf Arme des Buhain-gol hinter uns zu lassen und wieder aufs Trok-

kene zu kommen. Aber mit der Poesie war es vorbei, und von jetzt an kam uns diese Art des Reisens absolut abscheulich vor.

Aber alles jubelte. Es hieß, die Überquerung des Buhain-gol sei doch vortrefflich vonstatten gegangen. Nur einer hatte sich die Beine gebrochen, und nur zwei Yaks waren ertrunken. Niemanden scherten die in dem langen Durcheinander verlorenen oder gestohlenen Gegenstände.

Als die Karawane weiterzog, bot sie einen wahrhaft lachhaften Anblick. Menschen und Tiere waren alle mehr oder weniger mit Eis überzogen. Die Pferde troteten weiter, ließen den Kopf hängen und wussten nicht, was sie mit ihren Schwänzen anfangen sollten, die starr und leblos an ihnen hingen, als bestünden sie aus Blei und nicht aus Haaren. Das lange Wollhaar an den Beinen der Kamele war mit prächtigen Eiszapfen behangen, die beim Gehen mit harmonischem Missklang aneinander schlugen. Offensichtlich aber war dieser Schmuck gar nicht nach dem Geschmack seiner Träger, denn hin und wieder versuchten sie ihn abzuschütteln, indem sie heftig aufstapften. Die Langhaarrinder waren geradezu Karikaturen ihrer selbst. Nichts konnte lächerlich aussehen als sie, während sie langsam mit so breit wie möglich gespreizten Beinen gingen und unter dem Bauche ein bis auf die Erde herabhängendes System von Stalaktiten mit sich schlepten. Die armen Tiere sahen unter der Schicht von Eiszapfen, die die bedeckte, so unförmig aus, als wären sie kandiert.

Während der ersten Tage unseres Marsches fühlten wir uns in dieser großen Menge etwas einsam. Freunde oder auch nur Bekannte hatten wir nicht. Diese aber fanden sich bald, denn nichts bringt Männer einander so nahe wie Reisen. Die, mit denen wir Bekanntschaft schlossen und neben deren Zelt wir jeden Tag unser eigenes aufschlugen, waren weder Kaufleute noch Pilger noch Leute der Gesandtschaft, sondern einfache Reisende wie wir selbst. Es waren vier Lamas, die eine ganz eigene Kategorie bildeten. Zwei von ihnen waren aus Lhasa, einer aus dem Äußeren Tibet¹⁴ und der vierte aus dem Königreich Torgot¹⁵. Unterwegs erzählten sie uns ihre lange und pittoreske Lebensgeschichte. [...]

Diese vier Lamas waren vortreffliche junge Leute und gute Reisegefährten. Jeden Tag berichteten sie uns neue Einzelheiten ihrer bunten Abenteuer, und ihre langen Erzählungen trugen oft dazu bei, uns die Mühen und das Elend der Reise für eine Weile vergessen zu lassen.

Unser Vizekamelführer Scharadschamböl dagegen war eine ständige Quelle des Ungemachs. Anfangs hielten wir diesen jungen Lama für einen kleinen Heiligen. Es zeigte sich aber bald, dass er ein kleiner Teufel war. Das folgende Abenteuer öffnete uns die Augen über ihn.

Am Tag nach unserer Überquerung des Buhain-gol, als wir bis in die Nacht hinein unterwegs waren, bemerkten wir auf einem unserer Kamele zwei große, sorgfältig eingewickelte Pakete, die wir nie zuvor gesehen hatten. Wir meinten zunächst, dass irgendein Reisender, der dafür keinen Platz auf seinem Lasttier gehabt hatte, sie Scharadschamböl anvertraut hätte. Als wir unseren Lagerplatz erreichten, sahen wir jedoch, wie unser Lama aus den Rashico-Bergen die beiden Pakete nahm, sorgfältig mit Filz umwickelte und in einer Ecke des Zeltes versteckte. Hier bestand offenbar Erklärungsbedarf. So baten wir Scharadschamböl, uns zu erklären, was das für neues Gepäck sei. Er kam näher und flüsterte uns zu,

dass Buddha ihm in der Nacht eine besondere Gnade erwiesen habe, indem er ihn auf dem Weg etwas Gutes habe finden lassen, und mit einem bübischen Lächeln setzte er hinzu, dass er für diese gute Sache in Lhasa mindestens zehn Unzen Silber bekommen werde ... Wir runzelten die Stirn und baten ihn, uns die gute Sache zu zeigen. Nachdem Scharadschamböl sorgfältig den Eingang des Zelts geschlossen hatte, packte er erregt sein angebliches Gottesgeschenk aus. Es bestand aus zwei großen Ledergefäßen, die mit Branntwein aus Gansu gefüllt waren, welcher hoch im Preise steht. Der wohlbekannt Name des Eigentümers stand in tibetischen Schriftzeichen auf beiden Schläuchen. Wir waren so barmherzig, den Gedanken von uns zu weisen, dass Scharadschamböl diese Gefäße in der Nacht gestohlen hatte, und nahmen lieber an, er habe sie auf dem Weg aufgelesen. Aber unser Vizekameltreiber war ein Kasuistiker von lockerer Moral. Er behauptete, die Gefäße gehörten ihm, Buddha habe sie ihm zum Geschenk gemacht, und jetzt müssten sie nur noch sorgfältig versteckt werden, damit ihr Eigentümer sie nicht entdecke. Wir erklärten ihm darum, dass die Gefäße weder uns noch ihm gehörten, dass wir sie weder in unserem Zelt noch auf unseren Kamelen dulden würden und dass wir nicht die geringste Lust hätten, in Lhasa als Diebe anzukommen. Und damit er sich keiner Täuschung über unsere Einstellung hingab, setzten wir hinzu, wir würden auf der Stelle den Eigentümer benachrichtigen, wenn er sie nicht aus unserem Zelt wegschaffe. Die Drohung schien ihm nahe zu gehen. Um ihm die Rückerstattung leichter zu machen, rieten wir ihm, die „Fundgegenstände“ selber zu dem Gesandten zu bringen, damit der sie ihrem Eigentümer zurückerstatte. Den Gyanak-Khampo würde so viel Redlichkeit sicher beeindrucken, und er würde ihm eine Belohnung geben; und wenn nicht, würde er sich mindestens an ihn erinnern und ihm nach der Ankunft in Lhasa irgendwie nützlich sein. Nach lebhaftem Widerstand folgte er diesem Rat. Scharadschamböl ging zum Gyanak-Khampo, der bei der Entgegennahme der Gefäße zu ihm sagte: „Du bist ein guter Lama. Ein Lama mit Gerechtigkeit im Herzen ist den Geistern angenehm.“ Wütend kam Scharadschamböl zurück und erklärte, wir hätten ihn zu einer Dummheit verleitet, da der Gesandte ihn mit nichts als leeren Worten abgespeist habe. Seitdem hasste er uns gründlich. Er arbeitete nur noch, wann und wie er wollte, verschwendete unsere Mundvorräte, überschüttete uns tagaus tagein mit Beschimpfungen und richtete seinen Zorn gegen die armen Tiere, die er so heftig auf den Kopf schlug, dass sie fast krepiereten. Den Wicht in der Wüste loszuwerden, war unmöglich. Darum mussten wir uns resigniert mit Geduld wappnen und durften den wilden und unbeherrschten Mann nicht noch mehr gegen uns aufbringen.

Fünf Tage nach unserem Übergang über den Buhain-gol passierten wir ohne Schwierigkeiten den Toulain-gol [Dulan-gol], der nur ein schmaler seichter Fluss war. Kurz darauf hielt die Karawane vor einem Lamakloster, das aussah, als wäre es einmal wohlhabend gewesen, das jetzt aber völlig verlassen dalag. In den verfallenen Tempeln und den Zellen der Lamas hausten nur noch Fledermäuse und riesige Ratten. Wir hörten, das Kloster sei drei Tage lang von Räubern belagert und dann gestürmt worden; die meisten Insassen seien ermordet und die Gebäude geplündert und verwüstet worden. Seitdem traue sich kein Lama mehr, sich an diesem Ort niederzulassen. Die Umgebung war jedoch nicht so menschenleer, wie wir zunächst angenommen hatten. Als wir über einige Felsenhügel in der Nähe gingen, fanden wir versteckt in einer Schlucht eine Ziegenherde und drei elende

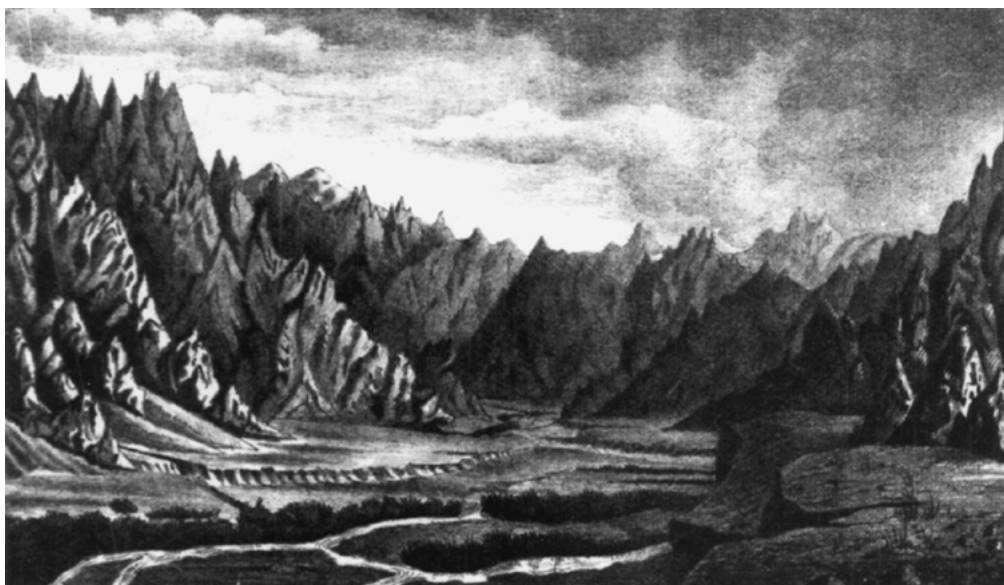
Zelte. Die armen Hirten kamen heraus und baten uns um ein paar Blätter Tee und ein wenig Tsampa. Ihre Augen waren hohl, ihre Züge bleich und hager. Sie sagten, sie wüssten nicht, wohin sie fliehen könnten, um in Frieden zu leben. Die Furcht vor den Räubern beherrschte sie so sehr, dass sie ihnen selbst den Mut zur Flucht nahm.

Am Tage darauf setzte die Karawane ihren Weg fort, aber die chinesischen Soldaten blieben im Lager am Flussufer zurück. Ihre Aufgabe war erfüllt. Nach ein paar Tagen Rast würden sie nach Hause zurückkehren. Die tibetischen Kaufleute sagten, jetzt könnten sie ruhig schlafen und brauchten keine nächtlichen Diebstähle mehr zu befürchten.

Am 15. November verließen wir die herrlichen Ebenen am Kokonor und gelangten in das Gebiet der Mongolen von Tsaidam [Qaidam]¹⁶. Gleich nachdem wir den gleichnamigen Fluss überquert hatten, änderte die Landschaft ihr Aussehen vollständig. Alles wird wild und düster; der Boden, dürr und steinig, bringt mit Mühe ein wenig salpetriges Buschwerk hervor. Die Trostlosigkeit dieser Gegend färbt offenbar auf die Bewohner ab, die alle am Spleen¹⁷ zu leiden scheinen. Sie sind wortkarg, und ihre Sprache ist so rau und so sehr mit Kehllauten durchsetzt, dass die anderen Mongolen sie kaum verstehen können. Auf diesem dünnen Boden, der kaum irgendwo Gras trägt, findet man reichlich Steinsalz und Borax. Man gräbt Löcher von zwei bis drei Fuß Tiefe; in ihnen sammelt sich das Salz, kristallisiert und reinigt sich von selbst, ohne dass sich jemand darum kümmern müsste. Das Borax sammelt man aus kleinen Reservoirs, die sich ganz damit füllen. Die Tibeter schaffen es in Mengen in ihr Land, wo sie es an Goldschmiede verkaufen, die es zum Schmelzen der Metalle verwenden. Wir blieben zwei Tage in Qaidam und genossen Tsampa und einige Ziegen, die uns die Hirten im Tausch gegen einige Ziegel Tee überließen. Die Langhaarochsen und die Kamele labten sich an dem Salz und Salpeter, das sie nur aufzulecken brauchten. Die ganze Karawane wachte so viel Kräfte wie möglich zu sammeln, um über das Gebirge Bourhan-Bota [Burhan Budai] zu kommen, das für die Pestdünste berüchtigt ist, die es ständig einhüllen sollen.

Morgens um drei brachen wir auf, und nachdem wir uns endlos durch das Hüggelland gewunden hatten, waren wir um neun Uhr am Fuß des Burhan Budai. Die Karawane machte kurz Halt, wie um Mut zu fassen; man musterte die steilen und rauen Pfade, die hoch bergan führten, zeigte sich beklommen gegenseitig den feinen leichten Dunst, den man Pesthauch nannte, und alle schienen bedrückt und mutlos. Nachdem wir den traditionellen Rat befolgt und zwei oder drei Knoblauchzehen zerkaut hatten, machten wir uns an den Aufstieg. Nach einiger Zeit wollte kein Pferd mehr seinen Reiter tragen. Alle mussten absteigen und gingen mit kleinen Schritten vorwärts. Allmählich wurden unsere Gesichter bleich, wir verspürten Übelkeit, und die Beine wollten uns nicht mehr tragen. Wir warfen uns auf die Erde, standen wieder auf, um es noch einmal zu versuchen, legten uns abermals hin. In dieser Weise bezwangen wir den berüchtigten Burhan Budai. Großer Gott, was war das für ein Elend! Alle Kräfte schienen geschwunden, der Kopf schwindelte, alle Glieder waren wie ausgerenkt. Es war wie eine schlimme Seekrankheit. Trotzdem muss man alle Energie zusammennehmen, um sich selber vorwärts zu schleppen und dazu noch unaufhörlich auf die Tiere einzupeitschen, die sich nach jedem Schritte hinlegen und kaum zum Weitergehen ge-

bracht werden können. Ein Teil der Karawane blieb aus Vorsicht auf halbem Wege in einem Talkessel zurück, wo die Miasmen nicht so dicht sein sollten; alle Übrigen eilten dem Gipfel zu, um nicht in dieser entsetzlichen, mit kohlenstoffhaltigen Gase geschwängerten Luft zu ersticken. Wir gehörten zu jenen, die den Burhan Budai in einem Zuge erklommen. Als wir seinen Gipfel erreichten, konnten unsere Lungen endlich wieder frei atmen. Das Hinabsteigen war nur ein Kinderspiel, und wir schlugen unser Zelt fern der ungesunden Lüfte auf, die wir beim Aufstieg angetroffen hatten. [...] Wir fanden, dass das Atemholen sehr viel schwerer fiel, wenn wir auf der Erde lagen; wenn wir zu Pferde saßen, spürten wir das Gas kaum. Des Gases wegen konnte man nur mit Mühe Feuer machen; der Argal, der Mist also, wollte nicht brennen und qualmte stark. Wir haben keine Ahnung, woher das Gas kommt. Burhan Budai bedeutet so viel wie Buddhas Küche.¹⁸



Das bis zu 5700 Meter hohe Gebirge Burhan Budai („Buddhas Küche“), damals im vorwiegend tibetischen Amdo, heute in der chinesischen Provinz Qinghai, gezeichnet von Nikolaj Prshewalskij's Assistenten Wsewolod Roborowskij (aus Prshewalskij 1883)

In der Nacht darauf fiel eine gewaltige Menge Schnee. Morgens holten uns jene ein, die am Tag zuvor zurückgeblieben waren. Sie sagten, der weitere Aufstieg sei nicht schwierig gewesen, da der Schnee die Dünste vertrieben hätte.

Die Überquerung des Burhan Budai war aber nur ein Vorspiel. Ein paar Tage später stellte das Gebirge Chuga [Shuga(n)] unsere Kräfte und unseren Mut noch ganz anders auf die Probe. Da der Tagesmarsch lang und anstrengend sein würde, ertönte der Kanonenschuss, unser Aufbruchsignal, schon nachts um eins. Wir machten Tee mit geschmolzenem Schnee, aßen eine reichliche Portion Tsampa, den wir mit einer klein geschnittenen Knoblauchzehe würzten, und machten uns auf den Weg. Als sich die gewaltige Karawane in Bewegung setzte, war der Himmel klar, und ein heller Mond erleuchtete den riesigen Schneeteppich, der die ganze Gegend zudeckte. Da der Shugan aus der Richtung, aus der wir kamen, nicht sehr steil ist, schafften wir die Anhöhe bis zum Sonnenaufgang. Gleich dar-

auf aber bedeckten dichte Wolken den Himmel, und der Wind wehte immer stärker. Beim Abstieg versanken die Tiere bis an den Bauch im Schnee. Sie konnten sich nur unter krampfhaften Anstrengungen vorwärts arbeiten, und einige stürzten in Abgründe, aus denen man sie nicht wieder herausholen konnte und wo sie umkommen mussten. Wir hatten einen Wind gegen uns, der so stark und so eisig war, dass er uns den Atem nahm, und trotz unserer dicken Pelze fürchteten wir, die Kälte nicht zu überstehen. Um den Schneewirbeln zu entgehen, die uns ständig ins Gesicht trieben, machten wir es wie andere Reisende, setzten uns verkehrt herum aufs Pferd und ließen das Tier gehen, wie und wohin es wollte. Als wir am Fuß ankamen und wieder sehen konnten, stellten wir fest, dass etliche Gesichter erfroren waren. M. Gabet hatte das vorübergehende Hinscheiden seiner Nase und Ohren zu beklagen. Alle hatten aufgesprungene und gerötete Haut.

Die Karawane machte am Fuß des Shugan Halt, und ihre Mitglieder verzogen sich für einige Zeit in den Labyrinthen umliegender Hohlwege. Von Hunger erschöpft und mit betäubten Gliedmaßen wünschten wir uns ein gutes Feuer, ein gutes Essen und ein gutes gewärmtes Bett, doch der Shugan ist nicht so gemütlich wie die Alpen; keine buddhistischen Mönche sind bisher auf die Idee gekommen, sich dort armen Reisenden zum Trost niederzulassen. Wir waren daher gezwungen, unser Zelt im Schnee aufzuschlagen und uns dann auf die Suche nach Argal zu machen. Es war ein erbarmungswürdiges Schauspiel, wie alle diese Männer in sämtliche Richtungen ausschwärmten und im Schnee wühlten, in der Hoffnung, auf alte Kuhfladen zu stoßen. Für uns selber fanden wir nach einer langen und mühseligen Suche gerade genug, um drei große Eisklumpen zu schmelzen, die wir mit einem Beil aus einem nahen Tümpel gehackt hatten. Da unser Feuer nicht ausreichte, um den Kessel zum Kochen zu bringen, mussten wir uns damit begnügen, unseren Tsampa in etwas laues Wasser zu rühren und ihn sofort hinunterzuwürgen, damit er uns nicht in der Hand gefror. Das war unser ganzes Abendessen nach dieser fürchterlichen Tagesreise. Dann rollten wir uns in unsere Schafpelze und Decken, kauerten uns in eine Ecke des Zelts und erwarteten den Kanonenschuss, der uns zu weiteren Reiseindrücken rief.

An diesem pittoresken und zauberhaften Lagerplatz verließen wir die mongolischen Soldaten, die uns seit unserem Aufbruch vom Kokonor begleitet hatten. Sie konnten uns ihren großzügigen Schutz nicht mehr gewähren, denn am nämlichen Tag würden wir die Grenze der Mongolei erreichen und das Äußere Tibet betreten. Nachdem uns also die chinesischen und die mongolischen Soldaten verlassen hatten, war die Gesandtschaft von nun an auf sich selbst gestellt. Wie schon erwähnt, waren diese zweitausend Mann alle bewaffnet, und jeder ohne Ausnahme hatte erklärt, er sei bereit, sich im Notfall als guter Soldat zu erweisen. Doch irgendwie hatte sich die einst so kriegerisch und kampfbereit wirkende Karawane seit der Überquerung des Burhan Budai total verändert. Niemand sang jetzt mehr, niemand machte Witze, niemand lachte, niemand tänzelte mit seinem Pferd hin und her; alle waren finster und stumm; die bisher so feurig nach oben gebogenen Schnurrbärte waren jetzt unter Schaffellen verborgen, die unsere Gesichter bis an die Augen bedeckten. Alle diese kühnen Krieger hatten ihre Lanzen, Flinten, Säbel, Bogen und Pfeile zu Bündeln zusammengebunden, die den Lasttieren aufgepackt wurden. Im übrigen fürchtete niemand mehr, dass ihm Räuber die Kehle durchschneiden könnten; man fürchtete, an der Kälte zugrunde zu gehen.

Am Shugan begann die lange Reihe unserer Leiden im Ernste. Tagtäglich wurden Schnee, Wind und Kälte ärger. Die tibetischen Wüsten sind gewiss die schrecklichste Gegend, die man sich vorstellen kann. Wir stiegen immer bergan, die Vegetation wurde immer weniger, die Kälte immer grimmiger. Über der armen Karawane schwebte jetzt der Tod. Wasser- und Futtermangel zehrten an unseren Tieren. Jeden Tag mussten wir Lasttiere zurücklassen, die sich nicht weiterschleppen konnten. Etwas später kam die Reihe auch an die Menschen. Der Weg wirkte trostlos. Einige Tage lang wanderten wir über ein Gelände, das wie ein riesiger aufgegrabener Friedhof aussah. Die Menschenknochen und Tiergerippe, auf die wir auf Schritt und Tritt stießen, schienen uns zu warnen, dass in dieser mörderischen Gegend, in dieser wilden Natur die vorangegangenen Karawanen uns in den Tod vorangegangen waren.

Um das Unglück voll zu machen, wurde M. Gabet krank. Seine Gesundheit begann in dem Moment zu schwinden, als wegen der fürchterlichen Beschwerlichkeit des Wegs doppelte Energie nötig gewesen wäre. Der harte Frost am Shugan hatte seine Kraft völlig gebrochen. Er hätte der Ruhe, der Wärme und kräftiger Speisen bedurft. Wir aber konnten ihm nur Gerstenmehl und Tee aus Schneewasser geben. Außerdem musste er bei aller Schwäche jeden Tag reiten und die starrende Kälte ertragen... Und zwei Monate Reise mitten im Winter hatten wir noch vor uns. Schlechte Aussichten in der Tat!

Anfang Dezember waren wir in Sichtweite der berühmten Gebirgskette Bayen-Kharat [Bayan Har] angekommen, die von Südost nach Nordwest streicht, zwischen dem Hoang-Ho [Huang He] und dem Kin-Cha-Kiang [Jinsha Jiang]. Beide Ströme ziehen anfangs parallel zu beiden Seiten des Bayan Har und nehmen dann eine entgegengesetzte Richtung, der eine gegen Norden, der andere gegen Süden. Beide schlängeln sich launisch durch die Tatarei und durch Tibet und gelangen dann in das chinesische Reich; und nachdem sie dieses von Westen nach Osten bewässert haben, nähern sie sich zur Mündung hin und fallen fast nebeneinander ins Gelbe Meer. Die Stelle, wo wir den Bayan Har überschritten, lag unweit der Quellen des Gelben Flusses. Wir hatten sie zur Linken, und in ein paar Tagen wären sie zu erreichen gewesen. Aber für Vergnügungsausflüge war es jetzt nicht der rechte Moment. Die Überquerung des Bayan Har machte uns genug zu schaffen.

Vom Fuß bis zum Gipfel war das ganze Gebirge mit tiefem Schnee bedeckt. Bevor wir den Aufstieg unternahmen, hielten die wichtigsten Mitglieder der Gesandtschaft Rat miteinander. Die Frage war nicht, ob sie das Gebirge überqueren sollten. Wenn man nach Lhasa gelangen wollte, musste man hier hinüber. Die Frage war auch nicht, ob man die Schneeschmelze abwarten sollte. Die Frage war nur, ob es günstiger wäre, den Anstieg auf der Stelle zu unternehmen oder damit bis morgen zu warten. Jedermann befürchtete Lawinenabgänge, und man wäre gern sicher gewesen, dass es keinen Sturm geben würde. Wie alle Kommissionen auf der Welt war die der tibetischen Gesandtschaft binnen kurzem gespalten. Die eine Seite bestand darauf, sofort loszuziehen, die andere wollte unbedingt den nächsten Tag abwarten.

Um sich aus der Klemme zu befreien, wandten sie sich an die Lamas, die in dem Ruf standen, wahrsagen zu können. Aber auch diese waren sich nicht einig. Einige erklärten, heute würde es ruhig bleiben, während am nächsten Tag ein

furchtbarer Sturm blasen würde; die anderen waren genau entgegengesetzter Ansicht. So zerfiel die Karawane in zwei Lager, das der Progressisten und das der Immobilisten. Als französische Bürger optierten wir instinktiv für die Progressisten, das heißt für diejenigen, die weiterziehen wollten, um das Schreckensgebirge so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Die Logik hatten wir auf unserer Seite. Gerade jetzt war das Wetter ruhig, und wie es morgen sein würde, wussten wir nicht. Unsere Partei trat also den Aufstieg an, manchmal zu Pferde, öfter zu Fuß. In letzterem Fall gingen wir hinter den Pferden her und klammerten uns an den Schwanz; es ist gewiss die am wenigsten anstrengende Art, einen Berg zu erklimmen. M. Gabet litt entsetzlich, aber Gott in seiner unendlichen Güte gab uns die Kraft und die Energie, die andere Seite zu erreichen. Das Wetter blieb die ganze Zeit über ruhig, und keine Lawine zermalmte uns.

Am nächsten Morgen rückte die andere Partei aus, die zurückgeblieben war, und überquerte den Berg ohne besondere Schwierigkeit. Da wir so höflich gewesen waren, auf sie zu warten, vereinten sich die beiden Gruppen wieder, und zusammen gelangten wir in ein Tal, wo eine relativ milde Temperatur herrschte. Die Vortrefflichkeit der Weidegründe bewog die Karawane, einen Ruhetag einzulegen. Ein tiefer See, in dessen Eis wir Löcher hackten, lieferte uns reichlich Wasser. Auch genügend Brennmaterial gab es, da nach dem Übergang über den Bayan Har alle Karawanen an dieser Stelle ausruhen und man darum auch Argal in Menge findet. Wir alle unterhielten während unseres Aufenthalts große Feuer, verbrannten ohne einen Gedanken an unsere Nachfolger alles Brennbares, das sich finden ließ, und überließen es unseren fünfzehntausend Langhaarrindern, für das Manko aufzukommen.

Dann verließen wir das große Tal von Bayan Har, um unser Zelt am Ufer des Mourouï-Oussue [Moron Us Chu] aufzubauen, des Polei-Tchou [Polei Chu] oder „Flusses des Herrn“, wie die Tibeter sagen. Nahe seiner Quelle trägt dieser grandiose Fluss den Namen Moron Us, „Gewundenes Wasser“. Weiter abwärts nennt man ihn Kin-Cha-Kiang [Jinsha Jiang], „Goldsandfluss“. Sobald er in die Provinz Sichuan eintritt, bekommt er den Namen Yang-Dze-Kiang [Yangtze Jiang] oder „Blauer Fluss“. Als wir das Eis des Moron Us überquerten, wurden wir eines sonderbaren Schauspiels ansichtig. Schon von unserem Lagerplatz aus hatten wir in der Ferne unförmige schwärzliche Objekte bemerkt, die sich in einer Reihe über die Breite des Flusses zogen. Auch als wir diesen wundersamen kleinen Inseln näher kamen, waren sie nicht deutlicher zu erkennen. Erst ganz aus der Nähe stellten sie sich als über fünfzig wilde Yaks heraus, die im Eis eingefroren waren. Zweifellos hatten sie in ebendem Augenblick, als das Wasser erstarrte, den Fluss zu durchschwimmen versucht, und waren dabei von den Schollen so eingezwängt worden, dass sie nicht die Kraft hatten, sich frei zu machen und ihren Weg fortzusetzen. Ihr schöner Kopf, über dem große Hörner standen, ragte noch über das Eis empor, das so durchsichtig war, dass man leicht die Haltung dieser unvorsichtigen Tiere erkennen konnte. Man hätte meinen können, sie schwämmen noch immer. Adler und Raben hatten ihnen die Augen ausgehackt.¹⁹

Wilde Yaks kommen in den Wüsteneien des Äußeren Tibet häufig vor. Sie leben immer in großen Herden, am liebsten im Hochgebirge. Im Sommer ziehen sie in die Täler hinab, um ihren Durst an Tümpeln und Bächen zu löschen, doch während des langen Winters bleiben sie droben und fressen Schnee und das ä-

berst harte raue Gras, das sie dort finden. Diese Tiere sind sehr groß, haben lange schwarze Haare und auffallend riesige und prächtige Hörner. Jagd auf sie zu machen, ist riskant, denn sie sollen überaus wild sein. Wenn man ein paar von ihnen abseits der Herde antrifft, kann man wagen, sie mit Kugeln zu durchsieben; aber es müssen viele Angreifer sein, um sich die Beute zu sichern, denn wenn man das Tier nicht auf der Stelle erlegt, besteht die Gefahr, dass es seinen Jäger erlegt. Eines Tages trafen wir auf einen Bullen, der in einer von Felsen eingeschlossenen Schlucht Salpeter aufleckte. Acht mit Luntentflinten bewaffnete Männer legten sich in den Hinterhalt, ohne dass der Bulle sie bemerkte. Acht Schüsse fielen auf einmal. Der Bulle hob den Kopf, sah sich mit wilden Blicken um, um festzustellen, woher der Angriff gekommen war, und stürzte dann zwischen den Felsen hervor in die Ebene, wo er unter fürchterlichem Gebrüll hin und her sprang. Die Jäger versicherten, dass er verwundet, aber vom Anblick der Karawane zu eingeschüchtert war, um es seinen Angreifern heimzuzahlen.

Wilde Maultiere sind im Äußeren Tibet ebenfalls sehr häufig. Seit dem Übergang über den Moron Us sahen wir fast jeden Tag einige. Dieses Tier, das unsere Naturforscher „Hemionuspferd“ nennen²⁰, ist ein Halbesel und hat die Größe eines gewöhnlichen Maultiers, aber einen schöneren Körperbau und anmutigere und viel aktivere Bewegungen; auf dem Rücken ist sein Haar rötlich und wird zum Bauch hin immer heller und schließlich weiß. Der große und hässliche Kopf steht im Widerspruch zur Eleganz seines Körpers. Wenn es sich langsam bewegt, trägt es den Kopf hoch und hält die langen Ohren steif; im Galopp dreht es die Nase gegen den Wind und hebt den Schweif, der völlig dem des Maultiers gleicht. Sein Wiehern ist voll, hell und klangvoll, und es läuft so schnell, dass kein tibetischer oder tatarischer Reiter es einholen kann. Man muss sich in der Nähe ihrer Tränken in den Hinterhalt legen und mit Pfeilen oder Kugeln schießen. Das Fleisch ist vortrefflich, und aus der Haut werden Stiefel gemacht. Die Hemionuspferde sind fortpflanzungsfreudig, und ihre Jungen sind immer von derselben Art. Sie haben sich nie zähmen lassen. Wir haben von einzelnen Exemplaren gehört, die sehr jung gefangen und mit anderen Füllen aufgezogen wurden, aber nie wollte eines einen Reiter oder eine Last tragen. Bei der ersten Gelegenheit entflohen sie in die Wildnis. Uns schien es aber gar nicht so wild: Wir sahen es beim Weiden mit den Pferden der Karawane herumtollen. Nur bei der Annäherung eines Menschen, den sie aus großer Entfernung sehen und wittern, ergreifen sie die Flucht. Auch Luchse, Gamsen, Rentiere und Wildziegen sind im Äußeren Tibet in Menge vorhanden.

¹ Aus Huc ²1853, Band 2, S.154-177. Übersetzung aus dem Französischen von Dieter E. Zimmer.

² Die kleine Stadt **Tangar** oder Donkyr auf halbem Weg zwischen Xining und dem Kokonor heißt chinesisch Huangyuan und tibetisch Tongkor. An der „Nordroute“ (*Chang Lam*), der Straße von Nord- und Zentralchina nach Lhasa, war sie die letzte Stadt und der Ausgangspunkt für die Karawanen nach Lhasa. Sie lag noch in der chinesischen Provinz Gansu. Unmittelbar westlich begannen die halb unabhängigen Fürstentümer vom Kokonor, dünn bevölkert von tibetischen und mongolischen Nomaden.

³ **Régis-Évariste Huc** (geb. 1813 in Caylus/Tarn-et-Garonne, gest. 1860 in Paris) – französischer Missionar, Reisender und Schriftsteller. Huc studierte in Toulouse, trat 1836 in die 'Kongregation der Mission' ein (in Frankreich Lazaristen, in Deutschland Vincentiner genannt), wurde 1838 zum Priester geweiht und reiste wenige Monate später in den Fernen Osten. Über Macao kam er nach Peking und erhielt dort den Auftrag, die Lebensweise der nomadischen Mongolenstämme zu erkunden. Am 3. August 1844 brach er mit Pater Joseph Gabet (geb. 1808 in Lons-le-Saunier/Jura, gest. 1853 in Rio de Janeiro an Gelbfieber), seinem Vorgesetzten, zu einer Reise durch die Innere Mongolei nach Tibet auf. Acht Monate lang blieben die beiden in der Gegend von Xining und machten sich mit dem tibetischen Buddhismus vertraut, dann schlossen sie sich einer tibetischen Karawane an und gelangten mit dieser tatsächlich am 29. Januar 1846 nach Lhasa. Schon nach einem Monat wurden sie jedoch von dem dortigen chinesischen Regenten ausgewiesen und gelangten schließlich nach Canton. 1852 musste Huc wegen seiner angeschlagenen Gesundheit nach Frankreich zurückkehren. 1850 veröffentlichte er seinen aufsehenerregenden zweibändigen Bericht über die sechzehnmonatige Reise nach Lhasa, der zu einem Klassiker der Reiseliteratur wurde. Seine beiden folgenden Bücher (*Das chinesische Reich*, 1854, und *Das Christentum in China, der Mongolei und Tibet*, 1858) hatten keinen Erfolg. Hucs Bericht wurde als unzuverlässig kritisiert. Tatsächlich dachte er nicht wissenschaftlich, hatte nicht gewusst, worauf er sich einließ, nahm keine Messungen vor, sammelte keine Pflanzen und Tiere, hatte keine Ahnung von Geologie, Botanik und Zoologie, führte kein Protokoll und schrieb seinen Bericht zwei Jahre später hauptsächlich aus der Erinnerung nieder. Trotzdem hat er geschafft, was zwischen 1816 und 1904 kein anderer Europäer schaffte: nach Lhasa zu kommen und davon farbig und glaubwürdig zu berichten. Die Kritik anderer Entdeckungsreisender an ihm, vor allem die Prshewalskijs, dürfte zum großen Teil auf Neid beruht haben.

⁴ In **Chogortan** befand sich eine Art Dependence des Lamaklosters Kumbum Jampaling (chin. Taer Si) mit dessen medizinischem Kolleg. Das Chogortan-Tal war eine halbe Wegstunde von Kumbum entfernt.

⁵ **Khadak** sind „Glückstücher“, die man sich in Tibet und der Mongolei zur Begrüßung und zum Abschied als Zeichen der Freundschaft überreicht.

⁶ **Kokonor** ist die viel gebrauchte europäisierte Form von mongolisch *Kuke-nor*, chinesisch *Qinghai Hu*, tibetisch kurz *Tso Ngon*. Alle Namen bedeuten ‚Blauer See‘, der chinesische ‚Blaumeersee‘. Der Kokonor ist ein über 4500 Quadratkilometer großes Oval von 100 Kilometer Länge und 60 Kilometer Breite, 3200 m hoch gelegen, salzig und bei Sonnenschein von intensiv blauer Farbe. Um ihn herum ist ausgedehntes, sanft ansteigendes Grasland, das vorwiegend von den Herden mongolischer Nomaden beweidet wird.

⁷ Eine französische Meile entspricht 4.452 m.

⁸ **Si-fan** (Pinyin-Schreibweise Xifan), „westlicher Barbar“, abfälliges chinesisches Wort für die Tibeter in den einstigen Randprovinzen Amdo und Kham und die Tibeter im allgemeinen, im Unterschied zu den Hei-fan, den „schwarzen Barbaran“, nämlich den Turbanträgern Turkestans.

⁹ Die **Golok** sind ethnisch tibetische Stämme in den Bergen von Nordwest-Sichuan bis zum Quellgebiet des Gelben Flusses. Sie waren gefürchtete Räuber, die ganz Nordosttibet unsicher machten. Heute gibt es in der chinesischen Provinz Qinghai eine Autonome Tibetische Präfektur Golok.

¹⁰ **Gyanak-Khampo**: Tatsächlich heißt tib. *Gyanak* ‚China‘ und *khampo* oder *khempo* ‚Abt‘. Der Gyanak-Khampo ist also der ‚China-Abt‘, der als Leiter der Gesandtschaftskarawane aus Tibet nach Peking entsandte hohe geistlich-weltliche Beamte.

¹¹ Gemeint sind zahme **Yaks**, die er meist als Langhaarrind oder (schwarzes) Rind bezeichnet. Der große schwarze Wildyak, wissenschaftlich *Bos grunniens mutus* (Przewalski, 1883), ein Verwandter des Auerochsen, lebte in den Hochsteppen und Kältewüsten Innerasiens zwischen 4000 und 6000 Meter in großen Herden; heute finden sich nur noch wenige Restbestände in den menschenleeren Höhen des Jangtang, des nordtibetischen Hochplateaus. Dagegen ist der kleinere bunte Hausyak (*Bos grunniens grunniens* L., 1766) in Tibet und den angrenzenden chinesischen Provinzen als Last-, Zug-, Fleisch- und Milchrind nach wie vor weit verbreitet. Die verwirrende wissenschaftliche Namensgebung kommt daher, dass es sich zunächst um zwei verschiedene Arten zu handeln schien: den schon von Linné beschriebenen grunzenden (*grunniens*) Hausyak und Przewalskis stummen (*mutus*) Wildyak. Später wurde erkannt, dass beide Formen zur gleichen Art gehören. Da in solchen Fällen der ältere Name Priorität hat, wird nunmehr der wilde stumme Yak als eine Unterart des domestizierten grunzenden geführt.

¹² Bis ins späte 19. Jh. wurden die Mongolen von Europäern ‚**Tataren**‘ genannt, so auch von Huc.

¹³ Der chinesische Name des **Buha-gol** ist Buh He.

¹⁴ Das heutige **Tibet**, das heißt die 1950 von China besetzte und seit 1965 „autonome“ Provinz Tibet, chin. Name Xizang Zizhiqu, tib. Name U-Tsang, umfasst nicht die großen ehemals vorwiegend tibetischen Gebiete Amdo im Nordosten (heute zum großen Teil aufgegangen in der chinesischen Provinz Qinghai) und Kham im Osten (heute Teil der Provinzen Sichuan und Yunnan).

¹⁵ Die **Torguten** oder Torgoten sind ein ursprünglich ostmongolischer Volksstamm, der Anfang des 17. Jh. nach Russland vertrieben wurde und 1770 zurück nach Chinesisch Turkestan an den Balkasch-See flüchtete. Von ihren russischen, kirgisischen und baschkirischen Verfolgern wurden dabei über 250.000 getötet. Die Reste des Stammes leben heute in den chinesischen Provinzen Xinjiang und Qinghai. Das „Königreich Torgot“ lag Huc zufolge „nahe der russischen Grenze“ wahrscheinlich in der Dsungarei.

¹⁶ **Tsaidam** (tib. ‚Salzebene‘, chin. Schreibung Qaidam Pendi, gesprochen ‚Zeidam‘) ist ein über 3000 m hoch gelegenes Becken von über 600 km Länge und bis zu 200 km Breite, das vorwiegend aus Salzsümpfen besteht.

¹⁷ **Spleen:** Die normale Bezeichnung jener Zeit für die Depression.

¹⁸ **Pesthauch:** Was Huc hier erlebt und beschreibt, ist die ihm unbekannte Höhenkrankheit – der Pesthauch ist nur ein Gerücht, das CO₂ eine falsche Vermutung. Die vegetationslosen Gebirgsstöcke Burhan Budai und Shuga(n) im Südosten der Provinz Qinghai sind östliche Ausläufer des Kunlun, des gewaltigen langgestreckten Gebirges, das das Tarim- und das Qaidam-Becken vom tibetischen Hochland trennt. Sie verlaufen etwa parallel zueinander und bilden den südlichen Saum der Salzsümpfe des Qaidam, die der Mongolei (in Hucs Nomenklatur der Tatarei) zugerechnet wurden. Von der Sohle des Qaidam (ca. 3000 m ü.M.) zum Kamm des Burhan Budai sind es etwa 30 Kilometer. Die Passhöhe des Burhan Budai beträgt 5738 m, die des Shugan 5844 m. Im Süden schließen sich die 3000 bis 4200 m hohen Quellgebiete des Huang He, des Yangtze und des Mekong an.

¹⁹ **Eingefrorene Yak-Kadaver:** Diese Geschichte schien einigen unglaublich. Jedoch berichtet Bonvalot (1891, Bd.1, S.172-3) Ähnliches: „In einiger Entfernung von unserem improvisierten Eisloch sahen wir am Ufer Kamelskelette, die von den Wölfen abgenagt worden waren. Ein Stück weiter ragten aus dem Eis fast intakte Kamelhöcker, und bei näherer Untersuchung sehen wir, dass hier ein Teil einer Karawane ertrunken ist, mit-samt dem Kamelführer, dessen einer Arm wie in einer Haltung der Drohung oder des Flehens erhoben ist. Tier und Mensch waren nacheinander ertrunken, und zwar erst vor kurzem, als das Eis noch nicht dick genug war, sie zu tragen.“

²⁰ **Hemionuspferd:** Der wissenschaftliche Name des Asiatischen Halbesels ist *Equus hemionus* (Pallas, 1775). Er kommt in vier Unterarten vor. Der von Huc hier beschriebene ist der Kulan oder Dshiggetai (*Equus hemionus hemionus*); die anderen sind der Kiang, der Onager und der Khur.